

Kim Kestner

Zeitrausch

SPIEL DER ZUKUNFT

im.
pre
ss

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2014

Text © Kim Kestner, 2014

Lektorat: Marion Lembke

Umschlagbild: shutterstock.com / © diversepixel (Gebäude)

/ © Cvijun (Inneres der Uhr)/ © ISebyI (Zifferblatt)

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-64660-059-9

www.carlsen.de

Kim Kestner
Zeitrausch
SPIEL DER ZUKUNFT



1. KAPITEL

15. Dezember 2013

Mill Valley



Das Messer in meiner Hand ist leicht. Ein Schwereres wäre besser. Es wäre viel einfacher, damit zu töten. Vor allem aus der Distanz. Aber ich weiß nicht, ob es ein Küchenmesser oder eine Axt sein wird, mit der ich meine Beute erlege, falls ich überhaupt eine Waffe besitzen werde. Aber dass ich töten muss, weiß ich. Mit viel Glück wird es nur ein Tier sein.

Der Baum ist zehn Schritte entfernt. Ich ziehe meinen Arm nach hinten, das Messer liegt locker in der Hand, so wird es nicht zur bewussten Entscheidung, es loszulassen, sondern gleitet einfach hinaus, sobald ich den Arm nach vorn reiße. Also los: zielen, einatmen, schleudern!

Das Messer rotiert durch die Luft, fliegt auf den Baum zu - und plumpst wenig elegant auf den aufgeweichten Blätterboden. »Scheiße!«

Vier, fünf ... sieben. Ganze drei Schritte vor dem Baum ist es zu Boden gegangen. Verärgert hebe ich es auf, stapfe mit nackten Füßen zurück, werfe wieder.

Diesmal landet es noch nicht mal in der Nähe meines Ziels. Dabei ist es ein Redwood, keine schlanke Tanne. Ein gigantischer Baum, den nur drei oder vier Menschen gemeinsam umfassen könnten. Was bedeutet, dass ich noch nicht mal einen Elefanten treffen würde.

Als am Nachmittag die Sonne untergeht, habe ich zwei Mal die Rinde des

Baumes angekratzt. Hätte eine Fliege an genau der Stelle gesessen, hätte es sie wohl erwischt, aber Fliegen machen nicht satt.

Inzwischen sind meine Füße aufgeweicht, sie fühlen sich taub an, obwohl es in dieser Gegend Kaliforniens fast nie richtig kalt wird. Aber im Dezember regnet es unablässig. Mum weiß nicht, dass ich meine Schuhe ausziehe, sobald ich von unserem Holzhäuschen aus in den Wald gehe, um zu trainieren. Sie würde mich für verrückt halten, aber es härtet ab. Das Immunsystem wird gestärkt, und ich muss stark sein, wenn sie mich in anderthalb Jahren ab heute gerechnet holen werden.

Die Zeit erscheint mir viel zu knapp, um all das zu lernen, was ich zum Überleben brauchen werde. Aber ich trainiere hart. Jede freie Minute. Selbst während der High-School, die ich in sechs Monaten beendet haben werde. In Mathematik, Biologie, Geographie und Geschichte bin ich inzwischen Klassenbeste, denn dieses Wissen ist wertvoll für mich. Englisch, Kunst und Musik nutze ich, um unter dem Tisch Bücher über Amerikanische Geschichte zu verschlingen. Einordnen zu können, in welcher Zeit ich mich befinde, ist eine der ersten und wichtigsten Informationen, sobald ich in der Vergangenheit ankommen werde. Über die Zukunft gibt es leider noch keine Bücher, da werde ich dann improvisieren müssen.

In diesen Tagen geht die Sonne bereits um halb fünf unter und das Restlicht ist schwach. Die Baumstämme verschmelzen zu einer grauen Masse. Ich ziehe meine Stiefel wieder an und gehe zurück zum unserem Haus. Ich bin frustriert, gebe dem blöden Messer die Schuld an meinem Versagen. Nach zwanzig Minuten stehe ich in unserer Küche, wasche das Messer schnell ab und feuere das Ding zurück in die pink angestrichene Schublade. Inzwischen hat Dad Mum verziehen, dass sie die Fronten bunt bemalt hat, und ihr sogar zum Hochzeitstag einen Tisch gezimmert und ihn knallblau lackiert.

Ich bin hungrig. Der Kühlschrank hat nicht viel zu bieten: angebrochener Orangensaft, einige Bagels, die Reste vom Sonntagsbraten und eine Packung Milch. Ich entscheide mich für Braten und Milch. Oh Mann, die Tüte Milch ist

leer! Jeremy! Typisch.

In den letzten Monaten ist er mir über den Kopf gewachsen, obwohl er erst elf wird, und verschlingt noch mehr als früher, was kaum möglich sein dürfte.

Ich werfe die Milchtüte in den Müll, gurgele den Orangensaft hinunter und beiße in das kalte Fleisch. Es schmeckt trocken und faserig.

Als ich Mums Schritte höre, schnappe ich mir schnell einen Teller und Besteck und schneide fein säuberlich die angebissene Bratenecke ab.

»Hoppi!«

»Hi Mum. Musst du los?«

»Ach, diese verdammten Nachtschichten und jetzt wird es noch früher dunkel. Hat Jeremy sich gemeldet?«

Ich zucke mit den Schultern. »Weiß nicht.«

»Er sollte mich anrufen, wenn er über Nacht bei seinem Freund bleibt.« Mum drückt auf dem Telefon herum. »Keine Nachricht. Dieser Junge! Und was ist mit dir? Du siehst aus, als hättest du im Dreck gewühlt. Warst du schon wieder den ganzen Tag im Wald?«

Ich nicke kauend.

»Was machst du da nur? Ich verstehe das nicht. Triff dich doch wieder mal mit Carissa. Dauernd ruft sie hier an und ich muss ihr sagen, dass du lieber wie ein Wiesel durch den Wald streifst.«

»Mache ich, Mum. Keine Sor-«

»Oh, da ist dein Vater.« Mum späht durch die Verandatür den Waldweg hinunter, auf dem Dads senfgelber Pickup auf unser Haus zu rumpelt. »Du meine Güte. Er hat schon wieder die ganze Ladefläche voller Holz. Soll ich damit etwa zur Arbeit fahren? Robert!«

Mit schnellem Griff zieht meine Mutter ihren Mantel von einem violett gestrichenen Stuhl, schnappt sich ihre Handtasche und stößt die Verandatür auf. Ein kalter Windzug fegt in die Küche. Ich schüttele mich und räume den Tisch ab. Draußen sehe ich meine Mutter wild gestikulieren, woraufhin Dad mit eingezogenen Schultern Bretter von dem Pickup lädt, die er bei seiner

Arbeit im Sägewerk abgestaubt hat. Ich kann mir ein Lachen nicht verkneifen. Typisch Dad. Es lagert so viel Holz hinter unserem Haus, wir könnten ein zweites damit errichten.

Bevor ich in mein Zimmer gehe, um zu lernen, lasse ich Wasser in den Schnellkocher laufen, um mir einen Tee zuzubereiten. Der einzige technische Luxus, den ich mir erlaube. Es wäre auch nicht ratsam, ein offenes Feuer in einem Holzhaus zu entfachen, nur um das Wasser zu erwärmen. Außerdem würden mich meine Eltern für noch merkwürdiger halten, als sie es ohnehin schon tun.

Seit ich aus der Zukunft zurückgekehrt bin, Wum Randy und seine Zeitreiseshow hinter mir gelassen habe, kann ich ihnen ohnehin kaum begreiflich machen, warum ich entweder stundenlang durch den Wald streife oder mich hinter historischen Fachbüchern verkrieche. Sie haben es Gott sei Dank aufgegeben, mein Verhalten zu hinterfragen.

Der Wasserkocher schaltet sich mit einem Klicken aus und ich gieße meinen Tee auf: getrockneter, wilder Salbei aus dem Wald, kein Zucker. Ich will meinen Gaumen nicht zu sehr verwöhnen. Mein Körper muss auf karge Kost eingestellt sein. Dass ich dadurch sieben Pfund abgenommen habe und geradezu mager aussehe, spielt keine Rolle. Mit kalten Fingern umklammere ich die herrlich warme Tasse und will in mein Zimmer gehen, als Mum zurück in die Küche kommt.

»Hoppi! Das hätte ich fast vergessen. Ein Brief für dich.«

Erstaunt hebe ich die Brauen. »Von wem?«

»Keine Ahnung. Er ist ohne Absender.« Sie zieht einen cremefarbenen Umschlag aus einem offenen Fach und reicht ihn mir.

Fast lasse ich die Teetasse fallen, stelle sie klirrend auf den Tisch und starre auf das Papier. Mein Name und meine Adresse sind handgeschrieben, schwungvolle Linien in Schwarz. Plötzlich hämmert mein Herz wild gegen die Brust, denn ich bin mir sicher, der Brief ist von Kay. Wer sonst sollte mir solche Post schicken?

Den Tee lasse ich stehen. Meine Hände zittern zu sehr, um ihn zu ergreifen. Erst als ich in meinem Dachgeschosszimmer bin, öffne ich das Kuvert und ziehe ein gefaltetes Blatt und eine Karte heraus.

Die Karte ist beidseitig beschrieben und trägt die gleiche Handschrift wie das Kuvert. Sie ist weiblich und mit Hilary unterzeichnet. Kays Haushaltshilfe.

Ich überfliege die Zeilen, schlucke hart und lese sie nochmals Wort für Wort.

Liebe Alison,

Kay bat mich, Dir den beiliegenden Brief zu schicken, sobald er von uns gegangen ist.

Kurz schließe ich die Augen, dann zwinge ich mich, wieder auf die Karte zu sehen.

... von uns gegangen ist.

Das letzte Wort ist verschwommen, wahrscheinlich unter einer Träne. Niemand hätte Kay nicht lieben können.

Am 1. Dezember hat er zu atmen aufgehört. Es tut mir leid, aber ich hatte nicht die Kraft, Dir früher zu schreiben. Wie es sein Wunsch war, habe ich seine Asche auf dem Waldboden vor seinem Haus verstreut. Er hatte seit Jahren keinen Kontakt mehr zu anderen Menschen. Es war eine einsame Zeremonie. Aber als ich wieder ins Haus ging, sah ich einen Schwarzbären aus dem Wald kommen. Er stand über Stunden an der Stelle, als hielte er Wache ...

Ich bleibe in dem Häuschen, liebe Alison. Meine Schwester wird zu mir ziehen, allein ist es mir zu einsam, auch wenn ich die Natur nicht mehr missen könnte. Ich habe Kay gesagt, ich könnte das Haus nicht nehmen, es stände Dir zu, aber er meinte, irgendwann würdet ihr ein gemeinsames haben, mit

genug Platz für Kinder. Ich hoffe, Du weißt, was er damit meinte.

Fühle Dich umarmt.

Hilary

Langsam lasse ich meine Hände in den Schoß sinken, streiche mit dem Finger über die erste Zeile. Ein Ziehen in der Nasenwurzel. Ich lege die Karte zur Seite, aber schon schwimmen Tränen in meinen Augen. Ich beiße mir auf die Lippe, verbiete mir zu trauern, gar zu weinen. Verdammt! Kay lebt! Irgendwo existiert eine Realität, in der wir ein gemeinsames Leben haben werden, ohne dass siebenundachtzig Jahre Altersunterschied zwischen uns stehen. Ich muss diese Realität nur finden!

Entschlossen lege ich Hilarys Karte in meine Nachttischschublade und betrachte den gefalteten Brief. Ich höre Dad draußen in seinem Schuppen hämmern, Jeremy ist genau wie Mum nicht da, aber trotz der Ruhe fühle ich mich nicht in der Lage, Kays letzte Worte zu lesen. Noch nicht.

Mit angezogenen Beinen lehne ich mich an die Wand, ziehe mir eine bunte Flickendecke bis an das Kinn, und während ich durch das Dachgeschossfenster in die aufkommende Nacht starre, denke ich an unser erste Begegnung ...

Nicht einmal sechs Monate ist es für mich her. Da war Kay einundzwanzig, nur vier Jahre älter als ich damals. Er stand mit hasserfüllten Augen neben Wum Randy, dem Moderator der Zeitreiseshow *Top The Realities*. Dass die Schweinehunde mich dabei als ihre Kandidatin und Kay als meinen Scout gewählt hatten, war alles andere als Zufall gewesen. Uns verbindet bedingungslose Liebe, von der ich jedoch damals nichts wusste. Für die Zuschauer der Show ein riesen Kracher!

Alles fing mit meinem Bruder Jeremy an. Eines Morgens war er verschwunden. Mehr noch, er schien nie existiert zu haben. Nicht einmal unsere Eltern konnten sich an seine Geburt erinnern! Ich hatte gedacht, ich

drehe durch!

Aber dann, einen Moment später, hatte ich mich auf einer Bühne befunden, als Kandidatin dieser abartigen Show, über vierhundert Jahre in der Zukunft ...

Vor meinem geistigen Auge sehe ich die selbstverliebte, glitzernde Gestalt des Showmasters, höre sein hämisches Lachen, als er sagte: »Einige der Realitäten spielen sich nun mal ohne Jeremy ab.«

Ich verstand nur, dass sie es gewesen waren, die in meinem Leben herumgepfuscht, Jeremys Dasein verhindert hatten. Was das aber bedeutete, begriff ich erst, als sie mich tief in die Vergangenheit zurückgeschickt hatten, um die richtigen Schlüsse zu ziehen, in die Geschichte einzugreifen, zu verhindern, was sie getan hatten. Kurz: Jeremys Existenz wiederherzustellen.

Kay hatten sie als meinen Scout mitgeschickt. Seine Aufgabe? Ich sollte überleben, denn die Show musste weitergehen. Eine tote Kandidatin war nur kurz interessant. Und sie hatten Recht. Ohne Kay wäre ich mit Sicherheit gestorben. Wahrscheinlich verdurstet. Oder erfroren, verhungert, an einer Infektion eingegangen. Ich hätte keine Woche in der Wüste des vorletzten Jahrhunderts überlebt, in dem wir schlussendlich gelandet waren. Erst dort hatte Kay mir gestanden, dass er mich liebt, schon lange.

Unbegreiflich!

Bei der Erinnerung schüttle ich den Kopf. Immer noch fällt es mir schwer, die zeitlichen Paradoxe zu verstehen. Aber ich weiß, in weniger als zwei Jahren seit damals, linear gerechnet, werden sie mich wieder holen. Dann werde ich Kays Scout sein, mich an unsere Liebe klammern, aber er wird sich nicht an unsere gemeinsame Zeit erinnern können, mich nicht einmal kennen! Für ihn ist Zukunft, was für mich Vergangenheit ist. Er wird nicht wissen, dass ich erst im Jahr 1996 auf die Welt kommen werde, fast neunzig Jahre nach ihm.

Aber am schlimmsten ist: Von all dem werde ich ihm nichts erzählen dürfen. Es würde unsere Zukunft gefährden.

Das Klappen der Haustür reißt mich aus meinen Gedanken. Ich höre die Kühlschrantür gegen die Wand schlagen, Dad grummelt irgendetwas, eine Minute später dringt die eintönige Stimme eines Nachrichtensprechers zu mir. Die nächsten Stunden wird Dad fernsehen.

Ich atme tief durch und entfalte das Blatt. Die Wörter wirken wie mit zittriger Hand geschrieben. Fast bin ich enttäuscht, als ich sehe, wie kurz der Brief ist ...

Meine geliebte Alison,
wenn wir uns das nächste Mal sehen, werde ich mich nicht an Dich erinnern können und ich werde nicht der Mann sein, den Du kennst. Denn erst durch das Geschehene wurde ich zu dem Menschen, der ich heute bin.

Deshalb, sei hart zu mir! Lass mir nichts durchgehen!
Verschwende keine Zeit auf meine Mission. Vielleicht kannst Du mir mein Verhalten irgendwann verzeihen, denn ich war ein Riesenidiot. So spät habe ich erkannt, dass das einzig Wichtige Du bist. Nur Du!

Du musst den Marker beherrschen lernen. Trainiere jede Sekunde. Du kannst es schaffen. Du musst es schaffen!
Denn irgendwo gibt es eine gemeinsame Realität für uns. Du musst sie nur finden.

Auch wenn ich bereits tot bin, wenn Du dies liest, ist es kein Abschiedsbrief, das weißt Du.

Ich werde Dich in jeder Realität lieben.

Kay

Ich lese den Brief nicht noch einmal. Es wäre zu gefährlich. Ich weiß nicht, ob Wum Randy mich aus der Zukunft beobachtet, vielleicht gerade diesen Moment an seine Zuschauer holoportiert. Solange ich den Marker trage, könnten sie es zumindest. Er ist mit meiner Handinnenfläche verwebt. Auch wenn er im Moment nicht sichtbar ist, können sie mich jederzeit durch ihn aufspüren, mich aus meiner Zeit reißen, mir sogar Schmerzen zufügen.

Irgendwie ist das Ding mit meinem neuronalen Netz verbunden. Mein Gehirn würde gewissermaßen explodieren, würde ich den Marker gewaltsam entfernen.

Kay gelang es, ihn so zu manipulieren, dass ihm kurze Zeitsprünge möglich waren, ganz ohne ihr Zutun, nur durch seine Willenskraft. Sollte die Spielleitung je davon erfahren, sie würde es zu verhindern wissen. Es wäre ein unkalkulierbares Risiko für sie.

Zur Sicherheit reiße ich den Brief also in winzige Schnipsel, greife nach einer Metallschale mit Räucherstäbchen und lasse die Papierfetzen hinein flattern. Streichhölzer ... wo? Ach da, hinter dem Stapel Geschichtsbücher. Ein Ratsch, kurz riecht es nach Schwefel, dann verbrennt Kays Botschaft zusammen mit einem Räucherstäbchen in einer Wolke aus Kiefernadelgeruch. Vielleicht sollte ich auch meine Notizen verbrennen? Könnten sie mir gefährlich werden?

Unter meinem Kopfkissen ziehe ich eine karierte Kladde hervor, schlage sie auf. Erst wenige Seiten sind beschrieben und die Zeit drängt. Nein, sie sollen ruhig sehen, wie ich mich vorbereite auf das, was kommen kann, sie können wissen, dass ich mein Schicksal nicht tatenlos abwarte.

Auf der ersten Seite der Kladde steht fett unterstrichen: *LERNEN!*

Ich gleite mit dem Zeigefinger über die Liste, die ich einen Monat nach meiner Rückkehr aufgestellt habe, meinen Trainingsplan:

1. Wasser

- Wassergewinnung

Wasseradern aufspüren

Wasser entsalzen

Wasser filtern

2. Feuer machen

Feuerbohrer

Feuersteine

Brennglas ...

Ich blättere um und seufze. Die Liste setzt sich über die nächsten Seiten fort. Verschiedene Arten Unterkünfte zu errichten, zwölf Wege Fallen zu stellen, Fischen auf unterschiedlichste Weise, Jagdtechniken, Orientierung bei Tag und Nacht, Verteidigungsmöglichkeiten mit und ohne Waffen, Behandlung von Wunden und Brüchen, Heilpflanzen, essbare Kräuter, Pilze und Beeren, Tarnung, Amerikanische Geschichte, Weltgeschichte, Geographie und Vegetation aller Gebiete der Vereinigten Staaten.

Nur der Feuerbohrer und eine Fischtechnik sind bisher abgehakt. Aber erst wenn ich alles beherrsche, habe ich eine Chance, die nächste Show zu überleben!

Mit einem Kugelschreiber umkreise ich Orientierung bei Nacht, schiebe die Kladde zurück unter das Kissen und schalte das Licht aus.

Bis auf die Schuhe bleibe ich angezogen. Mehr als fünf, maximal sechs Stunden Schlaf gönne ich mir ohnehin nie. Um Mitternacht werde ich in den Wald gehen. Der Himmel ist wolkenlos und die Sterne sind gut zu sehen. Bis Schulbeginn bleiben noch dreizehn Stunden ... Ich werde mich mindestens drei davon durch die Redwoods treiben lassen, den Blick auf den Boden geheftet. Wenn alles gut geht, finde ich meinen Weg zurück, bevor Mum aus der Nachtschicht kommt.

Ich denke an Kays Brief. *Trainiere jede Sekunde*, hat er geschrieben. Aber wie? Wie trainiert man etwas, das unbegreiflich erscheint?

Meine Augenlider sind schwer und flattern bei dem Versuch, im fahlen Mondlicht meine Handinnenfläche zu fixieren. Minutenlang suche ich nach einer Verbindung zwischen meinem Gehirn und dem Marker, stelle mir die feinen, silbernen Linien vor, die meine Haut durchweben, die leuchtenden Ziffern des Countdowns, der mir zeigt, wie viel Tage, Stunden, Minuten mir während der Zeitreise-Challenge bleiben.

Vergeblich. Nichts tut sich! Der Marker scheint verschwunden. Dass er es nicht ist, weiß ich nur, weil ich mich erinnere. Ohne Marker hätte ich andere Realitäten vergessen. Ich hätte Kay vergessen.

2. Kapitel

16. Dezember 2013

wahrscheinlich Mitternacht



Ich schrecke hoch. Habe ich verschlafen? Noch ist es dunkel draußen ...

Radiowecker, Handy, MP3-Player, selbst den Taschenrechner habe ich Jeremy geschenkt. Bis auf Letzteren fand er es super. Technischen Schnickschnack gestatte ich mir nicht mehr, denn ich muss in jeder Lebenslage lernen, ohne ihn klar zu kommen. Ob mein innerer Chronograph auch nachts funktioniert, werde ich gleich herausfinden.

Auf nackten Füßen tapse ich zum Fenster und stoße die Flügeltüren auf. Die Luft ist kalt. Noch immer ist der Himmel sternenklar. Weit lehne ich mich aus dem Fenster, um nach dem Polarstern zu suchen. Er ist der wichtigste Orientierungspunkt am Himmel, zumindest auf dieser Seite der Erde. Erst finde ich ihn zwischen den Wipfeln der immergrünen Mammutnadeln, halte mich an der Heizung fest, um mich noch weiter vorzustrecken.

Über dem Schornstein unseres Hauses entdecke ich schließlich das Sternbild des kleinen Wagens, der helle Polarstern am Ende. Jetzt muss ich nur noch Kassiopeia ausmachen, um die Zeit zu bestimmen. So stand es zumindest im Astronomiebuch. Im Winter gleicht das Sternbild einem W, im Sommer einem M. Es kreist um den Polarstern, wie die Zeiger einer Uhr, nur entgegengesetzt.

Aber wie ich mich auch verbiege, ich finde das blöde W nicht. Egal! Zumindest jetzt ist es nicht überlebenswichtig.

Aus dem Wald dringt das leise Hu-Hu eines Kauzes.

Als ich die Holzterpe ins Erdgeschoss hinunterschleiche, knarzt jede Stufe - trotz meiner nackten FüÙe. Vom Flur spähe ich ins Wohnzimmer. Der Fernseher läuft noch immer, ist aber stumm geschaltet. Nur Dads pfeifendes Schnarchen dringt zu mir. Er ist auf dem Sofa eingeschlafen, wie so oft, seit Mum in der Nachtschicht arbeitet.

Leise ziehe ich die Tür zu, gehe in die Küche und öffne die Messerschublade. Ein großes Tranchierwerkzeug liegt neben kleinen, spitzen Schneiden zum Kartoffelschälen. Einen Moment möchte ich zu dem großen Messer greifen. Es ist zwar nicht gut ausbalanciert, was das Werfen schwierig macht, aber die Klinge ist mächtig genug, um zu töten. Heute Nacht jedoch habe ich nicht vor, ein Tier zu erlegen, und greife zu dem kleineren aber spitzen Küchenmesser, mit dem ich tags zuvor gescheitert bin. Vielleicht bleibt mir etwas Zeit zum Üben.

Als ich die Verandatür öffnen will, höre ich ein Klappen aus dem oberen Stockwerk. Die Fenster stehen noch offen, richtig. Besser ich schlieÙe sie, bevor Dad davon wach wird und mich sucht. Wieder knarrende Treppenstufen, dann bin ich zurück in meinem Zimmer.

Die lang gestreckten Äste des Apfelbaums wiegen sich leicht im aufkommenden Wind. Mit schräg gelegtem Kopf betrachte ich sie. Warum nicht? Es ist besser, den schwereren Weg zu wählen, umso leichter ist er, wenn ich nicht mehr die Wahl habe.

Ich lehne mich aus dem Fenster, greife einen dicken Ast, der direkt vom Stamm abgeht, und ziehe mich in die kalte Nachtluft. Wieder ruft der Kauz, als wolle er mich begrüÙen.

Mit einer Hand stoÙe ich die Fenster zu, mit der anderen klammere ich mich an den Stamm. Meine FüÙe tasten nach der nächsten Gabelung. Ich finde sie mit ausgestreckten Zehen und blicke nach unten. Nicht mehr als drei Meter liegen zwischen mir und dem blätterübersäten Rasen, aber es sind grauenvolle drei Meter. Ich habe tierische Höhenangst und würde mir am

liebsten eine Ohrfeige für diesen grandiosen Einfall geben, müsste ich dafür nicht den Stamm loslassen!

Wie ein Klammeräffchen arbeite ich mich Zentimeter für Zentimeter abwärts, bis ich schließlich auf der Gabelung sitze. Ein Blick nach unten: Immer noch verflucht hoch. Nicht nachdenken ... Bloß nicht nachdenken! Ich schließe die Augen und springe.

Au! Verdammt! Die Messerspitze bohrt sich gerade in meine Hüfte. Nichts, aber auch nichts will gelingen! Ich werde ein grauenhafter Scout für Kay sein, so tollpatschig, wie ich bin, wahrscheinlich werde ich gleich über den ersten Stein stolpern und mir das Genick brechen!

Mit dem Messer in der Hand schreite ich wütend aus, drehe mich nicht mehr nach unserem Holzhäuschen um. Es liegt hinter der offiziellen Stadtgrenze Mill Valleys, nur wenige Kilometer vom Tamplais Naturschutzgebiet entfernt. Dem Ende der Zivilisation. Als ich in den Wald trete, kann ich mir kilometerweiter Natur sicher sein. Keine Straßen, keine Häuser, und bald bin ich zwischen den silbergrauen Stämmen eingetaucht, die im Mondlicht schimmern.

Hier ist die Nacht niemals still. Äste knacken, trockene Blätter zerbrechen knisternd unter meinen Füßen, plötzlich hektischer Flügelschlag von Vögeln, die ich aufscheucht habe, gurgelnde Geräusche eines Baches, irgendwo links von mir Trippeln und Kratzen kleiner Pfoten, ganz in meiner Nähe ...

Inzwischen hat es aufgehört zu regnen, aber der Boden ist feucht und je tiefer ich in den Wald eindringe, desto höher steigt nasskalter Nebel. Bedächtig setze ich einen Fuß vor den anderen, lasse mich treiben, ganz wie ich es geplant hatte. Meine Zehen ertasten jede Unebenheit, erspüren moosbedeckte Wurzeln, zerbrochene Zweiglein, erkennen spitze Steine, noch bevor sie sich in meine nackten Sohlen bohren können.

All meine Sinne sind aufs Äußerste geschärft, ich hebe nicht mal den Kopf, um mich umzusehen.

Bald wird das Gelände uneben. Zwischen den Bäumen hebt und senkt sich

der Boden wie die Wellen des Meeres. Immer wieder rutsche ich ab, falle zwei Mal und schlage mir mein Knie an einer felsigen Kante auf. Blut durchdringt meine Jeans. Ich ignoriere den Schmerz und hinke weiter.

Der Wald steigt jetzt steil an. Manchmal schiele ich nun doch nach oben und ergreife einen Ast, um mich hochzuziehen. Mittlerweile ist der Nebel undurchdringlich und ich habe Angst, einen Abhang hinunter zu stürzen. Wie lange bin ich schon gewandert? Eine Stunde, zwei?

Mein Pullover liegt klamm auf der nackten Haut, meine Füße sind taub und ich zittere. Ich fürchte, ich habe mich überschätzt.

Krank zu werden, würde meinen Trainingsplan noch weiter zurückwerfen. Ich beschließe umzukehren und lasse mich auf einen Baumstamm sinken, den Blick nach oben gerichtet. Gott verdammt! Wo sind die Sterne? Der Himmel ist tiefschwarz. Nur dort, wo der Mond die Wipfel einiger Tannen beleuchtet, zeichnet sich grau-marmoriert die dichte Wolkendecke ab. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Ein großartiger Erfolg! Jetzt sitze ich hier, nass, durchgefroren und - ängstlich, wie ich mir eingestehen muss.

Ich habe die Orientierung verloren, zumindest das habe ich geschafft. Mir bleibt nichts, als auf den Morgen zu warten.

Ich ziehe meine Knie dicht an den Körpern, umschlinge die Beine und starre in die Finsternis. Plötzlich kommen mir die Geräusche des Waldes wie wütende Schreie, wie wildes Tosen vor. Das Knacken von Zweigen scheint zum Brechen von Ästen geworden zu sein, das Trippeln und Kratzen zu Reißen und Scharren!

Mich fröstelt, denn ich weiß, dass in dieser Gegend Bären und auch Wölfe gesichtet worden sind. Mich zu rühren, wage ich nicht mehr, halte sogar den Atem an. Irgendwo ein Heulen. Viel zu nah. Die Haare an meinen Armen stellen sich auf. Knisternd fegt ein Windzug Blätter über den Boden. Waren es wirklich Blätter? Etwas faucht. Oh Gott! Was war das? Da! Ein Schatten huscht durch den Nebel. Das Messer? Wo ist das Messer? Ich hatte es doch die ganze Zeit in der Hand, oder? Hektisch taste ich den Waldboden ab. Etwas

Hartes. Ein Stein. Blätter, Äste, Moos ... der raue Plastikgriff des Küchenmessers. Gott sein Dank!

Langsam drücke ich mich an dem Stamm hoch, strecke meinen Arm nach hinten, das Messer in der zitternden Hand. Immer noch höre ich es ganz in meiner Nähe kratzen, ein knurrender Laut - Etwas kommt auf mich zu! Ich reiße den Arm nach vorn. Einen Atemzug später vernehme ich klägliches Fiepen. Getroffen! Ich habe wirklich getroffen, aber das Tier ist nicht tot. Ich höre, wie es sich über den Boden schleppt, seinen schnellen Atem. Zwecklos, im dichten Nebel nach ihm zu suchen, genauso wenig wie nach meinem Messer. Ich hätte es nicht werfen dürfen. Jetzt fühle ich mich noch schutzloser.

Mir kommt es wie Stunden vor, in denen ich seinen Todesqualen lausche, erst mit dem Licht der Morgensonne verstummt das Tier.

Endlich ist der Nebel verflogen wie auch die Geräusche der Nacht. Bald ist der Wald voll von fröhlichem Vogelgezwitscher. Ich komme mir vor wie ein Idiot.

Bevor ich mich auf den Rückweg mache, suche ich nach dem Tier. Vielleicht gab es Blutspuren, aber die hat der nasskalte Nebel weggewischt. An einer Baumwurzel entdecke ich das Messer. Es ist rot verschmiert und Haare kleben daran. Ich hebe es auf, wische es an meiner Jeans ab und stecke es in die Gürtelschleufe.

Das verletzte Tier kann nicht weit gekommen sein und tatsächlich finde ich nur wenige Schritte entfernt einen zusammengekrümmten Silberdachs zwischen hohem Farn. Er ist nicht groß, kleiner als eine Katze. Sein Fell glänzt hellgrau unter den Tautropfen, am Bauch ist es blutbenetzt und als ich ihm über den weichen Pelz streichle, spüre ich die Todesstarre. Behutsam schliesse ich seine halb geöffneten Augen.

»Es tut mir so leid, kleiner Räuber. Ich - ich wollte das nicht. Glaub mir ...«
Stimmt das? Hatte ich es wirklich nicht töten wollen? Genau genommen

war ich im ersten Moment sogar stolz gewesen, es getroffen zu haben. Dabei wäre mir der kleine Dachs niemals gefährlich geworden. Die Wahrheit ist, ich habe ihn in kopfloser Panik ermordet!

Unbeholfen versuche ich, das Blut mit Blättern wegzuwischen, aber es verteilt sich nur. Kurz überlege ich, den Dachs auszuweiden und zu essen. Kein Tier sollte sinnlos sterben, aber ich bringe es nicht übers Herz. Ihn hier liegen zu lassen, als Nahrung für andere Tiere wäre vielleicht richtig ...

Eine Stunde später knie ich immer noch auf dem Boden, die Hände verdreckt, meine Fingernägel eingerissenen, aber ich habe eine Grube ausgehoben, in die ich den Dachs vorsichtig hineinlege und mit Erde bedecke.

Auf dem Rückweg versuche ich, mir immer wieder einzureden, dass ich richtig gehandelt habe. Es hätte doch auch ein tollwütiger Fuchs sein können, oder? Der Nebel ... Ich konnte es doch nicht wissen.

Als ich aber nach einer halben Stunde auf einen ausgetretenen Wanderpfad stoße, muss ich mir eingestehen, dass ich unendlich weit davon entfernt bin, Kay ein guter Scout zu sein. Ich muss mehr, ich muss härter trainieren und vor allem muss ich eine Verbindung zu diesem verfluchten Marker finden. All das Training dient doch nur dazu, in jeder Situation überleben zu können, der Marker allerdings ist der Schlüssel zu einem Leben mit Kay. Und nach nichts sehne ich mich mehr!

Noch achtzehn Monate auf ihn warten zu müssen, erscheint mir unerträglich, ihn danach nie wiederzusehen tödlich.

Nach zwei Stunden erreiche ich die erste Straße. Sie führt bergab, Richtung High-School. Der Kunstunterricht hat längst begonnen. Mrs. Frensh wird wahrscheinlich gerade ausschweifend über den Expressionismus und seine Vertreter im 20. Jahrhundert referieren ... Ich sehe an mir herab, auf meine am Knie zerrissene Jeans, meine nackten Füße, meine verdreckten Hände.

Um mich zu waschen und die Kleidung zu tauschen, hätte ich schon vor zwanzig Minuten abbiegen müssen. Aber Mrs. Frensh wird mich nicht zu Gesicht bekommen, denn mein Weg führt direkt ins Rektorat.

Irgendwie werde ich Mum und Dad schon begreiflich machen, dass ich die High-School nur noch besuchen werde, um meine Prüfungen abzulegen. Ich darf keine Zeit mehr verschwenden ...

3. Kapitel

12. Juli 2014

Mittag, Zuhause



Heute ist es unerträglich heiß. Die hohe Luftfeuchtigkeit treibt mir den Schweiß aus den Poren. Gut so.

Jeremy sitzt mit einer kalten Limo und einer Stoppuhr in der Hand unter dem Apfelbaum und wartet auf mein Kommando. Ungeduldig lässt er den Strohhalm zwischen den klappernden Eiswürfeln rotieren. »Kann`s endlich losgehen?«

»Moment noch. Ich muss mich erst aufwärmen.«

»Als wenn`s nicht schon warm genug wäre. Das ist öde.«

»Jeremy, bitte! Nur zwei Minuten.«

Ich strecke mein Bein nach hinten, biege mich vor und dehne meinen Oberkörper. Als meine Stirn den Boden berührt, sehe ich, wie mein Bruder zu einem Comicheft greift, die nackten Beine ausgestreckt, und lustlos die Seiten durchblättert. Noch vor einem halben Jahr konnte ich kaum trainieren, ohne dass er hinter mir her geschlichen wäre. Manchmal habe ich ihn gelassen und er konnte gar nicht genug vom Lebendfallenstellen oder Feuermachen bekommen. Jetzt aber ist er ein richtiger Teenager, ohne Pickel noch, aber am liebsten hängt er von morgens bis abends in seinem Zimmer herum, liest Comics oder verbringt Stunden auf Facebook.

Als Jeremy laut schlüpfend den Rest seiner Limo durch den Strohhalm zieht, richte ich mich auf und binde mir die Haare aus dem Gesicht. »Kann

losgehen. Auf mein Kommando.«

»Ja, klar. Was sonst.« Jeremy gähnt.

Ich versuche, alles rund um den Parcours auszublenden, stelle mir eine Realität vor, in der jeder um sein Überleben kämpft. Der Wald wird zu einer trockenen Wüste, bis zum Horizont nur Sand und dornige Büsche. In meiner Vorstellung kommen bedrohlich wirkende Männer auf mich zu, sie sind gut trainiert, tragen Waffen und wollen, wie ich, nur das rettende Ziel erreichen, das überlebenswichtige Elixier: einen Krug Wasser, drei Münzen darin. Für jeden Mann eine.

Ich schirme die Augen gegen die Sonne ab. Mein erstes Ziel: eine drei Meter hohe Holzpyramide, durch die einige Tauere gezogen sind. Dad hat sie mir gebaut, ohne weitere Fragen zu stellen.

Die Männer sind jetzt direkt hinter mir. Ich atme tief ein, schreie: »Und ... los!« Im gleichen Moment ein Piep, das Startzeichen der Stoppuhr.

Meine Beine fliegen nach vorn. Ein kurzer Sprint, dann bin ich an der Pyramide. Ich bremsen nicht ab. Meine nackten Füße krallen sich in das raue Holz. Bevor ich nach hinten kippe, habe ich das erste Seil zu fassen bekommen, ziehe mich mit angewinkelten Beinen hoch, das zweite Seil, eine kleine Plattform an der Spitze, gerade groß genug für meine Füße. Mit den Armen rudern finde ich Halt.

Nur einen Meter entfernt der knorrige Ast des Apfelbaums. Ich bete, dass er nicht bricht, lasse mich nach vorn fallen. Wie ein Äffchen greifen meine Hände voreinander, mein Körper schwingt bis zur Stammgabelung, zwei Meter trennen mich von der Erde. Lachhaft!

Ich springe, komme in der Hocke auf, renne über den Rasen, etwa hundert Schritte bis zum Wald. Zwischen zwei Bäumen ist ein Tappan gespannt, nur wenige Zentimeter über der Erde, aber darunter habe ich etliche zerbrochene Glasflaschen verteilt, die spitzen Kanten nach oben. Drei, vier Sekunden vergehen, bis ich mein Gleichgewicht finde.

Die nackten Füße gekrümmt, der Rücken gerade, die Arme zur Seite

gestreckt. Ich zwinge mich, langsam Fuß vor Fuß zu setzen, zähle dabei die Sekunden: achtundzwanzig, neunundzwanzig. Geschafft!

Sofort lasse ich mich auf die Erde fallen. Zehn Liegestützen auf dem rechten Arm, zehn auf dem Linken, das ermüdet die Muskulatur, macht die nächste Aufgabe schwerer ...

Auf die Füße!

Fünf Sprünge bis zum Baumstumpf. In ihm stecken das Küchenmesser, ein Speer und ein Beil. Das Küchenmesser zuerst. Rausziehen, Arm zurück, schleudern. Es sirrt durch die Luft, trifft das Ziel, eine Holzscheibe, fünf Meter weiter, am Rand. Schon habe ich den Speer in der Hand. Einige Meter zurück, Anlauf, Wurf! Noch während ich sehe, wie die Spitze die Rinde der Scheibe abtrennt, greife ich zum Beil. Mit rudernden Armen jage ich es dem Speer hinterher, treffe genau die Mitte!

Meine Arme brennen und ich atme zu schnell. Als ich die Wiese wieder erreiche, sticht meine Seite. Unwichtig.

Jetzt nur noch die Hürden, der Ring, der Krug. Mit langen Sprüngen setze ich über vier Holzstapel, rolle mich über die Schulter ab, bin gleich wieder auf den Füßen und springe mit den Händen voraus durch einen Hula-Hoop-Reifen, der an dem Apfelbaum hängt.

Ein Flipflop und ich stehe kerzengerade vor Jeremy.

Er hält mir den Krug Wasser hin, ohne von seinem Comic aufzusehen. Ich stürze die Flüssigkeit hinunter, schütte die letzten Tropfen zusammen mit den Münzen auf meinen Handrücken, drehe ihn um, greife die herabfallenden Münzen reflexartig aus der Luft, und knalle sie vor Jeremy auf den Rasen.

Er drückt die Stoppuhr und streicht das Geld ein. »Zwei Minuten, achtundfünfzig Sekunden«, sagt er gelangweilt und schlägt sein Comicheft zu. »Ich geh jetzt rein.«

»Danke.« Ich keuche, den Körper vornübergebeugt, die schmerzenden Arme auf meine Oberschenkel gestützt.

Knapp drei Minuten sind gut, trotzdem achtundzwanzig Sekunden zu lang.

Wenig später stehe ich auf der Veranda, wische mir mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und betrete die Küche. Aus dem Wohnzimmer vernehme ich die gedämpften Stimmen meiner Eltern.

Den Krug stelle ich in die Spüle, fülle ihn mit Wasser. Mein Gott! Ich habe Hunger und könnte einen ganzen Ziegenbock auf Toast verschlingen.

Auf dem Küchentisch stehen eine Tüte Milch, Zucker und eine Schale mit Himbeeren. Am Vormittag fand ich einen Strauch am Wegesrand und freue mich schon seit Stunden darauf. Zucker und Milch stelle ich mit zusammengepresstem Kiefer zurück.

Ich weiß, Mum meint es nur gut, aber es ist nicht besonders hilfreich. Ich habe so lange keine Milch mehr getrunken, ich würde sie liebend gern gegen die Fasanenhenne tauschen, die ich gestern mit dem Speer erlegt habe. Solange ich jedoch keine Kuh, Ziege oder sonst ein Tier mit Eutern fange, ist Milch von meiner Speisekarte gestrichen.

Reste vom Fasan liegen im Kühlschrank, gestopft mit getrockneten Cranberries, Zitronenkraut und Knoblauchsrauke. Wie Salz schmeckt, habe ich inzwischen vergessen. Ein Tablett, der Krug Wasser.

Wenig später stehe ich im Flur und schließe mit der Hacke die Küchentür. Meine Eltern scheinen zu streiten. Zumindest Mums Stimme klingt angespannt und ich verharre auf dem Treppenabsatz, als mein Name fällt.

»... über Alison. Ich verstehe nicht, wie du dir keine Sorgen machen kannst, Robert. Das ist doch kein normales Verhalten für eine junge Frau.«

»Du machst dir zu viele Gedanken.« Die vertraute Stimme meines Vaters.

»Zu viele Gedanken? Welches achtzehnjährige Mädchen wünscht sich schon zum Geburtstag ein Jagdmesser?«

»Und einen Selbstverteidigungskurs, was ich im Übrigen sehr vernünftig finde.«

»Warst du in letzter Zeit mal in ihrem Zimmer? All diese Bücher. Wenn sie nicht im Wald ist, liest sie dieses Überlebenszeugs. Was will sie damit in Mill Valley? Ganz abgesehen von dem irrsinnigen Parcours da draußen. Und überhaupt, findest du nicht, sie sollte mal einen Freund mit nachhause bringen?«

»Nein«, brummt Dad.

Ich blähe die Backen auf und stoße langsam die Luft aus. Wie lange werden sie mein Verhalten noch dulden? Bloß keine Diskussionen mehr. Es hat mich schon zwei Wochen endloser Gespräche gekostet, Mum davon zu überzeugen, die High-School lediglich für die Prüfungen zu besuchen. Wertvolle Zeit, die ich sinnvoller nutzen wollte. Aber in den meisten Fächern konnte ich beste Ergebnisse vorweisen, sogar in Kunst und Musik, nur um Mum zu beruhigen ... dass ich das College trotzdem nicht besuchen werde, behalte ich besser für mich.

Als ich Schritte aus dem Wohnzimmer höre, schleiche ich auf Zehenspitzen die knarrende Treppe hoch in mein Zimmer, stelle das Tablett auf einen Stapel Schulbücher und löse mein Haargummi. Meine schwarzen Haare fallen weich über die Schultern. Ichbürste sie mit hundert Strichen, bis sie schließlich glänzen. Wenn ich Kay endlich wiedersehe, möchte ich gut aussehen. So gut es eben geht in einem schwarzen Trainingsanzug aus Isovantage, einer neuartigen Membran, die Kälte abhält, gleichermaßen vor Hitze schützt, federleicht ist und eng am Körper anliegt.

Ich ziehe den Reißverschluss meiner Jacke auf und betrachte mich im Spiegel. Meine Brüste sind durch das harte Training noch kleiner geworden. Im Grunde könnte ich mir den Sport-BH sparen. Ansonsten gefällt mir, was ich sehe: Jeder Muskel ist klar definiert, zeichnet Konturen unter meiner leicht gebräunten Haut, der Bauch ist flach, die Taille so schlank, Kay könnte sie mit zwei Handspannen umgreifen.

Kay ... Ein Schauer überläuft meinen Rücken. Ich vermisse ihn so schmerzlich, seine Berührung, seine Stärke, die Sicherheit, die er mir gibt.

Nicht! Nein, verdammt nicht an ihn denken, nicht träumen! Der Tag wird kommen.

Über meinem Schreibtisch hängt ein schlichter Kalender und bevor ich mit dem Biologiebuch und meinem Abendessen ins Bett gehe, durchkreuze ich den 12. Juni. Jetzt sind es noch ein Jahr und achtzig Tage, bis sie mich holen werden, bis ich Kay endlich wiedersehe.

Um auf andere Gedanken zu kommen, schlage ich mein Biobuch auf, sobald ich mich auf meinem Bett ausgestreckt habe, und lutsche auf den Himbeeren herum. Nervenfutter. Wie passend ... Auch das Thema der Prüfung in zwei Monaten wird um Nerven kreisen. Nervenbahnen, Nervenbündel, Nervenzellen, lauter langweiliges Zeugs.

Ich unterdrücke ein Gähnen und lese die ersten Sätze, irgendetwas über sensible Leitungsbahnen, die Reize der Körperoberfläche ans Gehirn weiterleiten. Daneben eine Abbildung. Die Nervenbahn erinnert an eine Würstchenkette, welche in einer Zelle endet, einen gierigen Schlund mit ausgestreckten Tentakeln.

Immer noch hungrig greife ich zu dem Fasanenfleisch und lese die Zeilen erneut. Elektrische Impulse, welche Informationen weiterleiten, wahrscheinlich wie bei dem Marker.

Moment ... Was habe ich gerade gedacht? Genau! Nur so kann er funktionieren ... Wie sonst sollten mich feine Silberdrähte beeinflussen können als über meine Nervenbahnen? Informationen, die durch elektrische Impulse an das Gehirn weitergeleitet werden, wie Schmerz. Über den Marker können sie mir Schmerzen zufügen und sie haben es getan. Höllenqualen, lodernde Flammen in meinem Kopf ...

Schnell schüttle ich die Erinnerung ab und betrachte wieder das Bild mit den aneinander gereihten Würstchen. Aber jetzt sehe ich die Nervenbahnen als ein Schienennetz, das alles miteinander verbindet und schließlich im Bahnhof mündet, den Nervenzellen.

Ich lege den Fasan zurück auf den Teller, wische mir die Finger an einem

Taschentuch sauber und blättere aufgeregt um. Die nächsten Seiten verschlinge ich wie einen spannenden Thriller. Bakterien, Blutgefäße, Toxine, Muskelfasern, Ionenströme ... Jeder Abschnitt ist ein weiteres spannendes Kapitel.

Erst als es dunkel zu werden beginnt, klappe ich das Buch zu und schließe die Augen.

Nervenbahnen ...

Mit dem Finger streiche ich über meinen Arm, so dass sich die feinen Tasthärchen aufrichten, stelle mir vor, wie die Nervenzellen die Berührung aufnehmen, in einen Impuls umwandeln, ihn durch das Schienennetz bis ins Gehirn schicken ... die Information wird verarbeitet, eingeordnet, zurückgesendet und mündet als wohliger Schauer, als kribbelnde Gänsehaut auf meiner Haut. Wunderbar ...

Jetzt umgekehrt!

Die Bilder aus dem Buch vor meinem geistigen Auge, tauche ich immer tiefer in mein Gehirn, durchsuche Windungen, umschwirre Synapsen, durchschwimme ein Meer von Zellen, bis ich mich für eine entscheide, die ihre Tentakel besonders weit ausstreckt. An ihr klammere ich mich fest, zwicke ihre Enden, folge dem Impuls, durch meine Wirbelsäule hindurch, den linken Arm hinunter bis in meine Handinnenfläche, und öffne die Lider. Im letzten Licht des Tages schimmern feine, silberne Linien und verweben sich vor meinen Augen zu einem Rechteck, dem Marker.

4. Kapitel

28. August 2015

Mill Valley



Ich bin nicht vorbereitet. Nicht annähernd!

Seit zwei Wochen trage ich Tag und Nacht den schwarzen Isovantage-Anzug, meine zweite Haut. Ich will ihn unbedingt anhaben, sobald sie mich in ihre Zeit reißen. So werde ich in großer Hitze oder Kälte länger überleben. Drei Stück besitze ich inzwischen. Meine einzige Kleidung, der Rest passt ohnehin nicht mehr, schlottert nur um meinen Körper, so sehr habe ich abgenommen.

Nervös knabbere ich an meinen Fingernägeln, horche wieder in mich hinein, suche nach Anzeichen dafür, dass sie mich holen, nach Schwindel oder Übelkeit, die bei jedem Zeitsprung auftreten. Das einzige Abnorme aber ist mein Herz. Es lärmt einem Trommelwirbel gleich in viel zu schnellen Schlägen, gebärdet sich wie eine Flipperkugel, wenn ich an Kay denke, was ich quasi ständig tue.

In drei Tagen, um 08.02 Uhr genau, sind für mich zwei Jahre seit der ersten Show vergangen, das Warten wird ein Ende haben und ich werde Kay wiedersehen! Irgendwie werde ich die Zeit bis dahin totschiagen ...

Heute ist es heiß, wie gewöhnlich für einen Augusttag in Kalifornien. Durch das geöffnete Fenster höre ich Jeremy mit Freunden Bälle schlagen. Mein Bruder überragt mich inzwischen um einen Kopf, obwohl er erst dreizehn wird. Kurz vor den Ferien hat man ihn in die Baseball-

Schulmannschaft aufgenommen, jetzt trainiert er, bis Mum ihn abends zum Essen ruft.

Ich gehe zum Kalender und streiche den 28. August durch. In drei Tagen werde ich Jeremy für lange Zeit nicht mehr sehen.

Mit einem Seufzer lasse ich mich auf das Bett fallen und greife nach der kalt gewordenen Tasse Kakao. Er schmeckt ekelhaft süß. Ich trinke ihn trotzdem. Seit zwei Wochen esse ich so viel Zucker und Fett, wie ich kann, ohne brechen zu müssen, versuche mir ein kleines Polster anzufuttern, um später davon zehren zu können. Auch das Training habe ich eingestellt. In den letzten Wochen hätte ich sowieso nichts gelernt, was ich in zwei Jahren nicht geschafft habe. Wie meine Prüfungen. Mum und Dad werden erst nach den Sommerferien erfahren, dass ich keine der Abschlussprüfungen bestanden habe. Wie auch, ich war nicht da. Es wäre pure Zeitverschwendung gewesen, so als würde man sich mit Shakespeare befassen, während die Welt in Trümmern liegt. Verteidigung, Selbstschutz, Jagd, Tarnung, das sind Dinge, auf die es ankommt. Fähigkeiten, die im Leben wichtig sind. In meinem Leben.

Ich ziehe die Kladde unter dem Kopfkissen hervor und streiche mit dem Daumen über die untere Ecke der Seiten, so dass sie sich flatternd durchblättern. Die Blätter sind abgegriffen und einige haben sich gelöst, aber auf den Inhalt kommt es an: Fotos und Zeichnungen von Heilkräutern, Listen von essbaren Pilzen und Beeren, anatomische Abbildungen des Knochenaufbaus, seitenweise Skizzen von Kleidung verschiedener Epochen, geschichtliche Daten, Jahreszahlen. Eine Weile versuche ich mit geschlossenen Augen, Daten der Amerikanischen Geschichte von der Kolonialzeit bis zum Bürgerkrieg aufzusagen. Alles gerät durcheinander, nichts scheint hängengeblieben zu sein. Vielleicht ist mein Gehirn überladen und hat sich neu formatiert, außer gähnender Leere und Kays tief dunklen Augen, finde ich nichts darin.

Frustriert stopfe ich eine halbe Tüte Chips in mich und starre auf meine

fettige Handinnenfläche, an der paprikagewürzte Krümel kleben. Inzwischen ist es leicht, den Marker anzusteuern. Ich muss nicht mal mehr die Augen dafür schließen, nur den Nervenbahnen folgen und schon tritt das klar umrissene Rechteck hervor, wie jetzt.

Mit den Lippen streiche ich über die silbernen Linien, lecke die Chipsreste herunter und lausche den vielfältigen Tonfolgen des Vogelgezwitschers. Ich höre Jeremy die Verandatür hinter sich zuschlagen, ihn über den Rasen zu seinen Freunden laufen.

»Gab nur noch Dr. Pepper, Coke ist aus!«, kiekst er und ich muss lachen. Immer wieder verirrt sich Jeremys Stimme in viel zu hohe Lagen oder rutscht mitten im Satz in den Keller. Er ist jetzt im Stimmbruch und bald wird er seine erste Freundin mit nach Hause bringen. Morgen fährt Jeremy für einige Tage in ein Feriencamp: zelten, angeln, Feuer nur so zum Spaß machen. Wie unbeschwert doch das Leben für ihn ist.